

Rüdiger Zill

Über das Eine und das Andere

Fragmentarische Bemerkungen zu einem nicht nur philosophischen Thema

1 G.W.F. Hegel,
Wissenschaft der
Logik I, in: ders.,
Werke V, Frankfurt/
Main 1969, S. 125 (ed.
Moldenhauer/
Michel). ↑

2 Baltasar Gracián,
*Criticón oder Über
die allgemeinen
Laster der
Menschen*,
Hamburg 1957, S.
10. ↑

Am Anfang steht die Geschichte von Zwillingen, sie heißen Einer und Anderer. Der Eine und der Andere sind einer wie der andere. So wie man »der eine oder andere« sagt und »das ist beliebig« meint. Vom anderen als anderem weiß man erstmal nur, daß es nicht der eine ist. Das gilt schon sprachgeschichtlich, denn ursprünglich ist »ander« auch ein Zahlwort. Wo von zweien die Rede ist, bringt es Ordnung unter die beiden und meint eben jenen zweiten. »Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag.« heißt es zum Beispiel bei Luther in der Schöpfungsgeschichte. Und man pflegte zu zählen: der erste, der andere, der dritte...

»Etwas und Anderes« schreibt dann auch Hegel in der *Logik*, »sind beide erstens Daseiende oder *Etwas*. Zweitens ist ebenso jedes ein *Anderes*. Es ist gleichgültig, welches zuerst und darum *Etwas* genannt wird (im Lateinischen, wenn sie in einem Satze vorkommen, heißen beide *aliud*, oder »Einer den Anderen« *alius alium*; bei einer Gegenseitigkeit ist der Ausdruck *alter alterum* analog).«¹ Wer Einer ist und wer Anderer, das ist also eine Frage des Standpunkts – oder auch: Bei wem fange ich an? Einer ist Anderer, Anderer ist Einer: Sie spielen Ringelreihen, die Zwillinge. Und doch brauchen sie sich, denn ohne einander wäre jeder nur Einer, niemals Anderer. Oder noch schlimmer, vielleicht wäre einer ohne den anderen nicht einmal Einer, wüßte gar nicht von sich – oder zumindest nichts von sich. Aber natürlich: Wirklich etwas von sich zu erfahren, gelingt nur am konkreten Anderen.

* * *

El Criticón, ein Spätwerk des spanischen Moralisten Baltasar Gracián, verfaßt zwischen 1652 und 1657, beginnt mit einem Schiffbruch. Critilo, »der Kritische«, versucht verzweifelt, mit letzter Kraft nur sich an eine Planke klammernd, das rettende Ufer einer Insel zu erreichen. Es ist Sankt Helena, jener Stützpunkt, der den Seefahrern im 17. Jahrhundert »als Hafen am Wege von der einen zur anderen Welt« diente. In höchster Not wird Critilo von einem stummen Jüngling gerettet, selbst ursprünglich ein Gestrandeter, aber ohne Erinnerung an seine Eltern, von wilden Tieren aufgezogen. Andrenio, »der Menschliche«, wie er im Fortgang heißt, erlernt das Sprechen erst von Critilo. Doch sogar der Sprachlose kann bei Gracián nicht nur die Welt erfahren, sondern auch über sie und vor allem sich selbst nachdenken.

Um sich selbst zu erfahren, erschafft er aus sich heraus seinen eigenen Zwilling, macht sich selbst zum Anderen – im Spiegel einer Quelle erblickt er sein Abbild. »Obschon noch nicht einmal recht ein Einzelner, verdoppelte ich mich doch, um zu sehen, ob ich, meiner Unwissenheit ledig, das Ziel meiner Wünsche erreichen könne. Du, Critilo, fragst mich, wer ich sei, ich aber wünsche das von dir zu erfahren. Du bist der erste Mensch, den ich bis heute gesehen habe, und lebendiger finde ich mich in dir abkonterfeit, als im stummen Kristall eines Quells, dem oft meine Neugier zustrebte und meine Unwissenheit Beifall spendete.«²

Die eigentliche Selbsterkenntnis gelingt ihm erst im wirklich anderen. Der visuelle Klon, den er sich zunächst macht, ist ein nur unzulängliches Hilfsmittel. Nur in einer anderen Person, die ihn sowohl spiegelt als auch die Unterschiede zeigt, kann er erst eigentlich »zu sich selbst kommen«.

* * *

Dabei ist Andrenio durchaus ein überdurchschnittlich kluges Waisenkind. Nicht nur gelingt es ihm überhaupt schon ohne Sprache zu denken, er erkennt sich auch selbst als Identischen in jener Entzweiung, die ihm die spiegelglatte Wasseroberfläche der Quelle ermöglicht. Da war sein antiker Vorgänger Narziß schwerer von Begriff. Er hielt das Abbild seiner selbst für einen echten Anderen, verliebte sich in ihn und versuchte immer wieder vergeblich, ihn zu umarmen. Erst spät erkennt er sich selbst in dem Abbild, dennoch heilt ihn das nicht von seiner Leidenschaft. Buchstäblich verzehrt er sich nach seinem Anderen: Denn er vergißt darüber das Essen und verhungert.

* * *

Sowohl Narziß als auch Andrenio aber können für das Paradox stehen, ihr Bedürfnis nach dem anderen aus dem eigenen heraus befriedigen zu wollen. Gracián war übrigens nicht umsonst Zeitgenosse René Descartes', jener vielleicht berühmtesten Symbolfigur der neuzeitlichen Philosophie. Bei Descartes geschieht auf einem hoch reflektierten Niveau etwas Ähnliches. Er abstrahiert von allem anderen, geht ganz zurück auf das berühmte *ego cogito*, »Ich denke also bin ich«, um dann aus diesem Nullpunkt des anderen heraus die ganze Welt zu schaffen. Manchen (wie etwa Johann Gottlieb Fichte oder Jean Paul Sartre) hat das später dazu verführt, heroische Lieder von der Selbsterschaffung des Individuums zu singen. Aber zumindest ein Publikum haben sie dafür schon gebraucht. Die steten Bemühungen, das andere aus sich selbst zu schaffen, sitzt jedoch tiefer, als man zunächst vermuten mag. Es zeigt sich auch dort, wo es auf den ersten Blick gerade überwunden zu sein scheint.

* * *

Die eigentliche Konfrontation mit dem anderen geschieht natürlich nicht wie bei Narziß oder Andrenio im Bild, sondern in der Rede. »Laß uns doch darüber reden.« sagt Einer zu seinem Bruder Anderer. Am Anfang der Philosophie stehen bekanntlich Gespräche. Die frühesten uns komplett überlieferten Schriften sind die

Platonischen Dialoge. Doch jene Figuren, die darin verschiedene schwierige Fragen erörtern und schließlich meist zu einer Lösung kommen, starten mit unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen. Dem allgewaltigen Autor ist schon zu Beginn klar, wer gewinnen wird und welche von den anderen Figuren nur als Stichwortgeber fungieren. Am Ende werden ihre Auffassungen unterliegen. Letztlich sind auch diese Dialoge nur maskierte Monologe. Das andere ist fingiert.

* * *

Das muß nicht immer unfreiwillig sein. Der fingierte Andere ist auch zum methodischen Mittel geworden. In der Aufklärung erlangte es besondere Beliebtheit. Die asiatischen Besucher in Montesquieus *Persischen Briefen* (1721) sind solche künstlichen Fremden. Reisende aus einer fernen Welt kommen nach Europa und halten den Lesern einen Spiegel vor. Aber im Medium der fremden Denkungsart erleidet der alltägliche Narziß einen Schock – er erscheint sich als Grimasse. Das Gewohnte und Geläufige wird ihm als bizarr, grotesk, unvernünftig und gemein vorgeführt – zur Kenntlichkeit verzerrt. Doch der, der diesen Zerrspiegel hält, ist natürlich nicht wirklich ein Perser, sondern der urfranzösische Aufklärer Montesquieu, ein Anderer, der aus dem eigenen geboren ist. Dennoch steckt in dem fingierten Besucher mehr als nur eine neue Variante, den anderen aus sich selbst zu gebären. Seit der frühen Neuzeit hat Europa ja wirklich eine zunehmende Zahl an Erfahrungen mit anderen Ländern und Völkern, mit anderen Sitten und anderer Moral gemacht. Die sinnliche Erfahrung, daß es durchaus auch anders geht, hat dem eigenen seine Selbstverständlichkeit, seine Normalität, seine Gottgegebenheit genommen. Die eigenen Sitten und Moral werden nun erst deutlich sichtbar, indem man sie vor dem Hintergrund ganz anderer Welt- und Selbstanschauungen sehen kann.

* * *

Ist das Andere das bessere oder das Eigene? Oder ein drittes? Gibt es etwas, daß das Eigene und das Andere verbindet, eine gemeinsame Grundlage? Indem Montesquieu seine Pariser Zeitgenossen durch persische karikieren läßt, nimmt er nicht etwa Partei für deren Kultur. Beide Welten werden mit einem allgemeinen Maßstab gemessen: der Vernunft. In ihr findet die Aufklärung ein Übergreifendes, das garantiert, daß auch noch das fernste Andere – ebenso wie das allernächste Eigene – verstehbar, vergleichbar und kritisierbar wird. Sie garantiert noch auf naive Weise, was uns seit dem 19. Jahrhundert zunehmend zum Problem geworden ist: die Verstehbarkeit anderer Kulturen und anderer Zeiten. Das andere aus seiner eigenen Logik heraus zu verstehen, war dagegen die Maxime des Historismus. Aber je entfernter das andere von seinem Beobachter, desto schwerer ist es erkennbar, je verschiedener der Interpret vom Interpretierten, desto schwieriger das Verständnis. Wie heißt es in *Monty Python's Flying Circus* immer am Übergang zwischen zwei Sketchen? »And now for something completely different!« Zum Glück wird die Drohung nie wahrgemacht.

* * *

Das *wirklich* Andere, das *ganz* Andere ist bestenfalls uninteressant. Zu dem

21jährigen Aborigine in Australien, der gerade auf die Straße tritt und nach dem Wetter sieht, zu der 57jährigen Taxifahrerin in Buenos Aires, die in diesem Moment gähmend in ihren Wagen steigt, haben wir in der Regel keine Verbindung, sie sind uns zu fern. Auf sie können wir uns nicht beziehen. Was als »anders« unsere Aufmerksamkeit erregt, ist etwas, zu dem wir uns in Beziehung setzen. Voraussetzung dafür ist eine große Zahl an Gemeinsamkeiten. Man muß Ansatzpunkte finden, um von dort aus das Fremde erfahrbar zu machen. Nicht umsonst entpuppen sich die gewagtesten Utopien, in denen man sich eine weit entfernte Zukunft vorstellen will, eine Zukunft, die so »ganz anders« als heute ist, im nachhinein immer als kuriose Abziehbilder ihrer Entstehungszeit.

* * *

Sagen wir so: Das Andere ist ein von uns Unterschiedenes in Idealdistanz, eine Differenz mittlerer Reichweite – das ganz Andere ist nicht erfaßbar, das verdoppelte Eigene eben doch nur eine Wiederholung, in der wir uns zwar sehen, aber nicht erkennen. Weil Critilo so ist wie Andrenio, kann dieser sich in jenem erkennen, weil er von ihm abweicht, kann Andrenio seine Besonderheit als solche erst wahrnehmen. Weil beide dieselbe Sprache sprechen, können sie sich überhaupt nur verstehen, weil sie darin andere Erfahrungen artikulieren, lohnt es sich, miteinander zu reden.

* * *

Aber sucht jeder Andrenio seinen Critilo? Hat jeder Einer *seinen* Anderen? Den Anderen finden zu wollen gehört zu unserer privaten Mythologie. Doch für den einen ist alles, was ihn umgibt, erstmal das andere, abstrakt, nebulös. Erst langsam erhalten einzelne Bereiche daraus Kontur, konkretisieren sich, werden zu bestimmten anderen, zu vielen bestimmten anderen. Die relevanten Anderen aber sind darunter erst zu finden, aus der grauen Menge erst zu individuieren. Wobei »finden« schon das falsche Wort ist, eher: sie zu machen, noch eher: aus den nur möglichen anderen den konkret-wirklichen Anderen zu machen – ein Spiel von Suche und Versuch, Angebot und Anerkennung, Widerstand, Ablehnung, Streit: jede Menge Ärger.

Andrenio benutzt den Critilo als Spiegel, das ist schön, aber auch ein bißchen langweilig. Andrenio sucht in Critilo das ihnen Gemeinsame, das Allgemeine des Menschen, sein Wesen. Höchstwahrscheinlich sieht er in diesem Spiegel aber doch nur seine eigenen Winkelzüge. Wahrscheinlicher ist, daß, wenn Einer auf den Anderen trifft, das keine beschauliche Schau bleibt. Einer und Anderer sägen und schnitzen und feilen an sich gegenseitig herum – das Ergebnis nennt sich Charakter. Einer und Anderer werden dabei beide für sich jeweils wieder gegenseitig zum Einen und zum Anderen, aber zu konkreten, die von den Spuren ihrer Auseinandersetzungen geprägt sind. Einer und der Andere sind nicht mehr einer wie der andere, nicht mehr allen gleich, sondern haben ihre Identität.

Identität ist wenn man sich bequem einzurichten vermag: mit seinen Anderen, den anderen Anderen und den ganz anderen: die, über die man sich mit Behagen ärgert,

die, über die man sich mit Ärger ärgert, und die, über die man sich einfach nicht ärgern kann.

* * *

Am Ende ist der andere nicht nur *ein* anderer, sondern doch auch mein Anderer. Die Konstruktionen des anderen aus sich, die uns von Ovid und Gracián, Platon und Descartes vorgeführt werden, sind doch nicht ganz ohne Grund. Ein Stück weit sind wir es selbst, die bestimmen, was unser Anderes ist, aber ebenso bestimmt es, was wir sind. Das Andere ist eben schlicht eine seltsame Mischung aus Zufall und Bestimmung.

Manchmal begegnet es einem einfach so, manchmal sucht man es. Manchmal sagt es höflich Guten Tag, manchmal tritt es uns vors Schienbein. Am Ende verändert uns das Andere – mehr oder weniger. Am Ende ist der Eine ein Anderer geworden – so oder so.